

Berliner Familien-Zeitung

Das Mahl des Kasses vom Meister Galling

[Wochentag berichten.]

„Lieber — lieber — lieber Melchior!“ sagte sie, und er nahm ihre Hände an seine pochenden Schläfen und sah ihr immer wieder mit glücklicher Zärtlichkeit ins Gesicht. „Ich wußte, daß du mich rufen würdest, wußte, daß du meiner Schuld eine gerühmte Richterin sein würdest. Und was mich am meisten freut, ist —“

„Das heißt nicht eigenhändig und trotzig bin?“ Sie hielt noch immer ihre beiden Hände. „Er sieht noch immer ihre beiden Hände.“

„Richtig, das ist auch solch Gewinn, der dabei zu Tage tritt. Aber das Schöne bleibt mir — ich lese die aus den Augen, daß du dich nun los und lebhaft fühlst all der Ditternis, die gestern auf dich einwirkte.“

„Das heißt zu mir an?“

„Das heißt es. Ich habe die seltsamen Erschütterungen, die du in der letzten Nacht durchmachtest, mit dir gefühlt. . . all das, was in dir aufgewühlt war und die keine Ruhe ließ. Und es ging mir sehr nahe, sehr nahe. Und wie glücklich machte mich dein Anruf, der so überraschend schnell kam!“

„Du lieber — du Güter!“ sagte sie nur immer wieder.

„Frei traf den Schwager in den nächsten Tagen nicht. Er hörte wohl, wie Ulta sagte, diesmal sei Freda merkwürdig schnell zur Einsicht gelangt, allein ihm blieb die Tatsache, daß es auch hier wieder Brutus Lebenbart gewesen war, der Unfrieden in die Familie getragen hatte. Es stand jetzt bei ihm fest, mit Wut zu dem Vortrag nach Spandau zu fahren. Ein ritierliches Wort schwebte ihm vor — man müßte einen Gegner auf Hoch und Stroh vor die Klänge fordern. Was das anzusehen war, darüber war er freilich noch nicht im reinen. Aber er wollte dem Manne jedenfalls beggenn, ihm entgegenzutreten, ihm Mores beibringen.“

In diesen Tagen fiel seine in sich geklebte Art auf. Dem Vater am wenigsten. Er war bis spät in den Abend hinein beschäftigt. Osters begleitete ihn Herr Winißig auch nach auswärts. Die Verhandlungen wegen der Adler-Werke zogen sich in die Länge, bereits gestoffene Vereinbarungen wurden durch die Ereignisse einer geschäftlich im Eilmarsch vorwärts hastenden Zeit überholt und über den Haufen geworfen. Acht Tage nahm ein riesenhafter Streit im Metallwarengewerbe jede Minute in Anspruch, der alles andere in den Hintergrund drängte.

Nicht zuletzt auch die geschäftlichen Angriffe im Lebenhartigen Kampfvergnügen. Aber der „Geister“ fand trotz alledem noch Zeit, in jeder Nummer Bernhard Kuttwein daran zu erinnern, daß sein alter Feind noch nicht schlief. In verdeckter Stelle, in Briefkastennotizen, die wahrscheinlich bestellte Arbeit waren, wurde auf den kommenden Prozeß hingewiesen, in dem der Kläger zum Angeklagten werden würde. Die Arbeiterschaft hätte sich auf das Schauspiel freuet. Der Lohn war herausfordernd denn je. Jede Möglichkeit für Bernhard Kuttwein, etwa die angelegte Klage noch zurückzuziehen, war schon hierdurch abgebrochen, ganz davon abgesehen, daß seine Geschäftsleute diesen Schritt verurteilt hätten.

Melchior beobachtete seinen künftigen Schwiegersohn mit Besorgnis, so oft er ihn sah. Die Gesichtshaut hatte einen wackeligen Ton, wenn er sprach, so klang ein gepreßter Ton hindurch. Als Melchior's Vater aus Bad Nauheim zurückkehrte, gehend er seinem Sohn, daß er endlich betroffen gewesen sei. Bernhard Kuttwein habe die Kur viel nötiger gehabt als er selbst.

In eine Ausspannung jedoch war jetzt nicht zu denken. Damit hätte ihm niemand kommen dürfen. Auf seinen Schultern ruhte jetzt das Meer.

„Wenn mein Junge ein paar Jahre älter wäre“, sagte er dem Sanitätsrat. „So alt wie Ihr Melchior etwa. Mandemal fragt sich unserns, wozu man das alles mit Drangabe seiner Lebenskraft geschaffen und anschließend weitergebildet hat. Eines Tags — vielleicht aber, als wir denken — gibt der Betrieb in unfruchtbarer Hände über. Ich hab' Spinnen im Kopf, mit nichts von der Fähigkeit wissen. Ich würde mich ab. Ich suche das Werk durchzuführen, kämpfe mit Verdächtigungen und Widerparten, streite mich herum, radere mich ab, erlebe Rückschläge und Enttäuschungen, muß mir Vertrauensbrüche schlimmerer Art gefallen lassen — und lasse den Krenpel doch nicht liegen. Ich das nicht abhandeln?“

„Nein, alter Freund, das ist nur menschlich. . . und wenn es tödlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

„Deshalb bleibt es doch etwas Rätselhaftes. Warum folge ich zum Beispiel nicht Ihrem Rat, den Sie längst auf der Zunge haben, wie ich Sie kenne, jetzt nach dem sonnigen Süden zu fahren und Algerer und Beschwerten hinter mich zu lassen? Sagen Sie nicht Pflichtgefühl! Nennen Sie mir den Schwanz bei anderem Namen! Die heißt das wunderliche Wesen, das uns tagtäglich zum Schenken hält, daß wir dabei alt und grau werden und am liebsten in den Steilen sterben möchten?“

„Eigenhändig — oder meinetwegen Eigenart“, sagte Sanitätsrat Jerssen. „In solchen, über mein Spezialfach hinausgehenden Fragen ist übrigens Goethe kompetenter. Er sagt irgendwo, daß jeder etwas Eigenes in sich hat, das er immer fortwirken läßt; und ebendies — bei Meister Goethe das Talent —, das in uns liegt, blist uns durch die Welt und ihre Zustände und Zufälligkeiten.“

„Ist eine Art Erträglichkeitsprinzip?“

„Bei Ihnen möchte ich sagen Beharrlichkeit. Ich sehe ein, daß ich bei Ihnen nicht besser, wenn ich Ihren Arbeit in komparatistischen Dingen verordnen wollte. Aber ich möchte Ihnen die Arbeit erträglich gemacht sehen.“

„Sehr nett gesagt, wo ich auf mich allein gestellt bin. Siehe den Eingang unserer Rede! Und zudem läuft, wie Sie wissen, die alte, traurige Fabel —“

„Weiß ich! Der Sanitätsrat hob abwehrend die flache Hand. Er wollte dem Freund den vererbten Namen ersparen. „Die läuft zum guten Ende, wie wir zuerstlich hoffen dürfen, zum Gute hinaus. Freute mich, als ich hörte, daß Sie ihr endlich Weine machten. Es war an der Zeit. Das aber, was die Arbeit leichter macht, ist — abgesehen von der Erholungsreise, von der Sie nichts wissen wollen — ein bißchen Sonne und Freude. Die braucht' ich Ihnen nicht erst zu verschreiben. Sie ist da. Sie müssen Sie nur sehen wollen und ich mehrmals am Tage richtig zu Gemüte führen. Denken Sie an das Glück unserer Kinder. . .“

„Das läßt sich hören.“

„Denken Sie an Ihren Jüngling, der sich über Eltern eine bunte Durcheinandergabe aufs Haupt jählen will.“

„Die Freude darf ich sundernd noch nicht zu hoch einschätzen.“ Bernhard Kuttweins Stimmung

hatte sich aufgehoben gebessert. Er fand ein Käselein. „Wie geht es, hat Spinnen im Kopf. In die Arbeit zwing' ich ihn nicht. Er hat weder das Melchior'sche, noch für das sein Kaufmännische die erforderliche Begabung. In den Sprachen hat er stets leicht gelegen, und Ihren Goethe und was im Mafentempel freucht und fleucht, kennt er aus dem ff.“

„Da freucht und flücht gar nichts. Da wird geritten.“

„Aber auf dem Rücken des Pegasus lassen sich des Lebens Hüden nicht nehmen.“

„Wenn er das Tier gut in der Hand hat, warum nicht? Er lernt doch gut.“

„Aber in der allerletzten Zeit hat er nachgelassen. In der Mittagsstunde drückte der Direktor sein Fremden aus. Freijetzt einen vertaunten Einbreud, ist gerückt. Er müßte sich dazuhalten, wenn er entstandene Küden ausfüllen wollte.“

„Das erste, was ich hördet Was mag ihm denn da im Kopfe spuken?“ Der Sanitätsrat machte zarte Anmerkungen in Richtung einer heimlichen Liebe.

„Acht ausgeschloffen. Ich nahm ihn sanft ins Gebet, herauszufragen war nichts aus ihm. Ich sehe seine Verkommenheit auf seine übertriebenen Studien im literarischen. Gegen so eine moderne Richtung scheint ihn in ihrem Sinn gezogen zu haben.“

„Ja, das gibt sich, sollte ich denken —“

„Das kofte auch ich. Immerhin abt mir in seiner Miene und Haltung manches zu berufen. Ich lese ihn flüchtig, aber auch die anderen vermiffen seine Kofheftigkeit. Er ist so einfißig.“

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Höhlenmensch

Die Zeiten, in denen unsere Vorfahren in Höhlen ihre Wohnstätten aufschlugen, liegen eigentlich lange genug hinter uns, und vor vollkommenem Verschollenheit hat sie nur fleißige Arbeit des Historikers bewahrt. Aber? Nein, unsere auch sonst an Lieberforschungen reiche Zeit hat hier mehr gelehrt und einen wirlichen und lebhaftigen modernen Höhlenmensch hervorgebracht. Die Ursache für diese Erfindung ist auf das auch sonst bekanntlich schon sehr verdienstvolle Konto der Wohnungskunst zu suchen. Der Wohnungskunst und der ebenfalls bekannten Grundlosigkeit der Gesellschaft, von deren Bel drückt das wieder einmal ein Mensch es vorzog, sich in die Einfißigkeit zurückzuziehen.

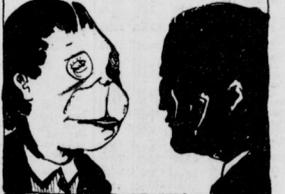
Nicht weit von Leipzig im Elbsandsteingebirge ist es, wo ein 63 jähriger Mann, namens Joseph Jung, sich unter einer Gelsenplatte eine Wohnstätte erbaut. Von Beruf war er ursprünglich Schmied, aber seine Verliebe zur Natur ließ ihn sich bald ganz dieser widmen. Er hatte viel durch den Reid und die Anfeindungen der Konstruktoren zu leiden, die ihm den Mangel einer sonderbaren Vorbildung vorwarfen und es schließlich so weit brachten, daß er den neuen, ihm ungewohnten Liebesgegenstandes Beruf eines Kapellmeisters aufgeben mußte. Das wird ihm schon verzeihlich gemacht haben gegen seine lieben Wirtinnen. Dann kamen aber noch Zwillingkeiten mit seiner Tochter hinzu, und als diese heiratete, war seines Weibchens in seiner Wohnung nicht mehr. Auf eine neue eigene konnte er aber auch als Altersruhesitz nicht hoffen, und so jag er es vor, zur Geistesruhe zu greifen: unter der schon erwähnten Gelsenplatte des Elbsandsteingebirges zimmerte er sich seit dem vorigen Jahre eine Behausung. Zunächst sorgte er für einen Regenbogen, indem er an die Gelsenplatte Stangen anleimte und sie leicht bedachte. Zur Ausschmückung der Gelsenplatte entwarf eine 1 1/2 Meter hohe Rundwand. Und so ging es fort, bis eine immer vollkommener Wohnstätte entstand, die natürlich auch in ihrem heutigen Zustand nach unseren vermoderten Kulturgriffen primitiv genug ist. Das Innere der Hütte wird als ein kleiner Schuppen beschreiben, der 4 bis 5 Meter lang, 2 bis 3 Meter hoch und 3 bis 4 Meter breit ist. Die Zimmerendeckung besteht aus einem kleinen, alten Tisch, einer Pfeife, einer Truhe, einem kleinen Schrank, einer Art Rückenstuhl mit ganz primitiven Rückengerät, zwei Stühlen und einem Bett. Weiter gibt es nicht, nur 2 Tische. Das Essen, das an dem Tisch gefocht wird, ist ebenfalls primitiv genug: außer Kartoffeln, Brot, Wurstsuppe und Kaffee gibt es selten etwas. Sehr schwierig ist die Wasserbeschaffung, das man über eine halbe Stunde lang mit Eimern holen muß.

(Fortsetzung folgt.)



Die Toilette

„Mutter, was für ein Kostüm soll ich zum Rosenball anziehen?“



Der gute Rat

„Ach, was für ein Kostüm soll ich zum Rosenball anziehen?“



Auf freierem Rat

„Aber Herr Wachsmeyer, ist bin doch ja kein Einbrecher, ist voll ja nur zum Lumpen.“



Aufforderung zum Tanz

„Ehne Wafte, würden Sie gestatten, daß ich mir erlaube, mit Ihnen eine feste Sohle auf das Parkett des Hauses niederzulagen?“



Die falsche Adresse

„Ehne Wafte, würden Sie gestatten, daß ich mir erlaube, mit Ihnen eine feste Sohle auf das Parkett des Hauses niederzulagen?“



Die Biomarke-Wafte

„Was ist denn das für'n Räufel?“

Was Stürme anrichten

Die ungeheuren Schäden, die die Stürme der letzten Tage in der ganzen Welt angerichtet haben, zeigen wieder einmal so recht deutlich, welche zerstörende Macht dem Wind innewohnen kann. Diese Naturkraft ist umfange, große Städte und Dörfer in Trümmerhaufen zu verwandeln, Schiffe nach Meer fortzujagen und sie in eine Stadt zu schleudern, wie dies z. B. im August 1915 in Lagos geschah. Während des Lufans, der im April 1918 Melbourne heimfuhr, trug der Wind Eisenmasten, die 45 Tonnen wogen, fort, und wirbelte sie über eine Stadt. Die australischen Meteorologen haben den Geschwindigkeit des Windes bei diesem Anlauf mit 900 Kilometern in der Stunde an. Die stärksten Winde, die man bei uns registriert, erreichten kaum die Schnelligkeit von 150 Kilometern die Stunde. Dagegen sind solche Stürme jährlich in der eigentlichen Heimat der Zyklone, in den Vereinigten Staaten, gewaltige Sturmgeschäden und dort an der Tagesordnung, und die furchtbaren Unglücke kommen vor. Wohl die schlaunhafte derartige Katastrophe rief ein Lufan im September 1900 hervor, der von Mexindien her über Oaxelton in Texas fuhr und mehr als 4500 Menschen tötete. Im März 1913 vernichtete ein Lufan, der die Staaten Ohio und Indiana heimfuhr, 15 000 Menschenleben, darunter 400 Kinder, die in einer Schule unter den zusammenstürzenden den Zimmern dabei waren. Gegen 4 Millionen Menschen wurde damals obdachlos, und der Katastrophal wurde amtlich auf 1 Milliarde Mark geschätzt. In Pueblo, Colorado, rief ein Lufan im Juni 1901 1000 Todesfälle herbei, und ein anderer tötete in Galveston im August 1915 400 Menschen. Alle diese Sturmraufstöße werden aber überboten von dem Zyklon, der am 31. Oktober 1876 die südöstlichen Gebiete der Provinz Bengal in Indien heimfuhr. Sie diesen Unglück, dem schrecklichsten seiner Art, von dem wir aus neuerer Zeit wissen, kamen nicht weniger als 215 000 Menschen ums Leben. In derselben Provinz wurde am 22. September 1883 der Stadt Orissa durch einen Zyklon zerstört, wobei 5000 Personen starben, und von einem Lufan, der am 14. Oktober 1870 über Cuba rief, wurden 2000 Opfer gefordert. Die schlimmsten Sturmraufstöße in Europa sind, dagegen gehalten, verhältnismäßig geringfügig, die von immer wieder passigen Katastrophen war die von Januar 1881, bei der drei Tage lang ein Sturm im Nordost herrschte, der einen Schaden von 40 Millionen Mark verursachte und über 100 Fischerboote zum Sinken brachte.